

dem altertümlichen Gutschloß, mehrere Unterbeamten, die vorzüglich eingearbeitet seien, ständen ihm mit praktischen Erfahrungen zur Seite, und daß Otto Eberhard ein zwar strenger, aber niemals knauseriger Herr war, darüber waren kaum noch Worte zu verlieren. Der behagliche Wohlstand aller seiner Untergebenen zeugte zur Genüge dafür.

Freilich würde der Nachfolger eines so gewissenlosen Schurken, wie der ehemalige Verwalter von Groß-Werder es gewesen war, eine scharfe Aufsicht sich gefallen lassen müssen, bis er überzeugende Beweise seiner Treue und Redlichkeit gegeben habe, doch dies würde ein ehrlicher Mann ja nicht zu scheuen haben und nach dem Vorangegangenen auch begreiflich finden.

Leontine hatte diesen erregten Bericht mit größerer Aufmerksamkeit angehört, als Frau Eberhard ahnen konnte, und immer wieder drängte sich ihr der Gedanke auf, daß Robert mit seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit sicherlich der rechte Mann für einen solchen Posten sein würde. Aber schon der Gedanke an die Möglichkeit, daß sie ihrem unglücklichen Bruder zuliebe sich zu einem so demütigenden Besuch an Herrn Eberhard wenden müsse, trieb ihr die Röthe der Scham in die Wangen.

Wochenlang hatte sie nur den einen heißen Wunsch gehegt: „Ach, möchte dieser Wittgang, dieser Kreuzesweg dir erspart bleiben! Möchten sich für Robert doch andre Türen aufthun! Möchte er doch auch ohne mich finden, was er wünscht!“

Doch dieser Wunsch wurde nicht erhört. Leontine hatte den Ihrigen Roberts Entschluß mitgeteilt, und Frau von Helldorf billigte denselben mit einer Ruhe und Opferfreudigkeit, welche ihre Töchter in Erstaunen setzte.

Sehr bald erkannten die Damen auch, wie begründet das Verlangen des jungen Offiziers war.

In derselben Nacht, da er jenen aufgeregten Brief schrieb, erkrankte er an einem heftigen Nervenfieber, er brachte die größte Zeit seiner Festungshaft im Lazaret zu und weilte seit seiner Entlassung auf den dringenden Rat des Arztes in einem Luftkurort, um körperlich und geistig gänzlich zu gesunden. Man hatte zeitweis das Schlimmste für ihn befürchtet, und ärztlicherseits war sein Abschiedsgesuch auf das Lebhafteste befürwortet worden.

Da Frau von Helldorf überzeugt war, daß nichts günstiger auf den Gemüthszustand ihres Sohnes wirken konnte, als wenn er so bald wie möglich sichere Auskunfts für seine Zukunft erlangte, wendete sie sich mit zahllosen Gesuchen an Verwandte und Bekannte, welche Güter besaßen oder zu angesehenen Landwirten in Beziehung standen.

Aber immer dieselbe Antwort!

Unter Ausdrücken der herzlichsten Theilnahme und des aufrichtigen Bedauerns wurde ihr versichert, daß die in Frage kommende Stellung auf das Vorzüglichste ausgefüllt sei, auch Robert nach so kurzer Ausbildungszeit einem solchen Posten kaum gewachsen sein dürfte. Als Volontär würde er dagegen überall willkommen sein. Auch empfehle man ihm einige Semester gründlichen Studiums an einer landwirtschaftlichen Hochschule.

„Das alles hätten wir uns selbst sagen können,“ seufzte Frau von Helldorf, „und so hart es für Robert ist, mit siebenundzwanzig Jahren von vorn anzufangen, so werden wir schließlich diesen Ratschlägen doch folgen müssen. Wer etwas Tüchtiges leisten will, der muß auch etwas Tüchtiges gelernt haben.

Und — lieber Gott!“ Sie sah mit banger Sorge gen Himmel. „Du wirst weiter helfen, wie Du bis heut geholfen hast!“

In diesem Sinn hatte sie auch an Robert geschrieben, doch antwortete dieser mit all dem verzweifelten Eigensinn eines Kranken, daß er lieber Tagelöhner werden, als seinen Angehörigen noch weitere Opfer auferlegen wolle. Sobald er nur wieder fest auf seinen Füßen stehe, wolle er sein Schicksal selbst in die Hand nehmen, und er bäte Mutter und Schwestern dringend, die großen Ausgaben, die ihnen seine Erkrankung verursachte, als die letzten zu betrachten, die er ihnen jemals bereiten würde.

Aus jeder Zeile sprach der Schmerz darüber, daß sie für ihn arbeiteten und sorgten, die drei an jede Bequemlichkeit gewöhnten Frauen, und der heiße Wunsch, sobald als möglich eine bescheidene Stellung zu finden.

Leontine verbrachte nach dem Empfang dieses Briefes eine schlummerlose Nacht.

Nun bot sich ja nur noch eine Möglichkeit, das Versprechen einzulösen, welches sie dem armen Jungen gegeben hatte. Und war es nicht Torheit, auf diese Möglichkeit irgendwelche Hoffnungen zu bauen?

Der Mann, dessen ersten Annäherungsversuch sie als Zudringlichkeit abgewiesen hatte, den ihr spöttisches Lächeln wie ein Peitschenhieb verwundet hatte, und der ein ganzes Jahr hindurch die eifrigste Gleichgültigkeit ihr gegenüber zur Schau trug, — der sollte ihr gewähren, was die nächsten Freunde ihr wohlmeinend versagt hatten?

Und nur um sich eine schrofpe, höhnische Abweisung zu holen, wollte sie sich zu einer Bitte erniedrigen, — einer Bitte, die sie kaum in Worte zu kleiden vermochte, so peinlich war sie ihr!

Sollte sie lieber schreiben? Nein, nein! Feige war Leontine von Helldorf nicht.

Geradeaus! Das war für alle Fälle der nächste und beste Weg.

Als der Morgen dämmerte, lag Leontine immer noch wach und rang mit ihren Gedanken.

Nie, niemals hätte sie sich einer solchen Demütigung ausgesetzt, wenn es sich um ihr eignes Wohl gehandelt hätte. Das wußte Gott! Aber ihren Bruder, der sein Leben für ihre Ehre eingesetzt hatte, dem war sie jedes Opfer schuldig, — ja, auch dieses!

Ueberwacht und matt war sie aufgestanden, um mit schweigsamem Ernst den gewohnten Pflichten obzuliegen. Immer näher rückte die gefürchtete Nachmittagsstunde, und nun kämpfte sie sich durch Sturm und Wetter dem Eisenhof zu.

Das Städtchen lag hinter ihr. Mit rasender Gewalt brauste der Sturm über die Stoppeln und peitschte die schlanken Obstbäumchen, ganze Nester aus ihren Kronen brechend und zu Boden schmetternd.

Vornübergebeugt, mit versagendem Atem arbeitete Leontine sich Schritt für Schritt weiter. Ihre Schläfen hämmerten, die Glieder wurden ihr schwer, aber sie mußte vorwärts, sie mußte heut den Herrn des Eisenhof sprechen, denn nicht zum zweitenmal wollte sie die Qualen durchmachen, welche dieser Entschluß ihr seit gestern abend gekostet hatte.

Noch auf diesem Weg schalt sie sich hundertmal eine Narrin, die eines Wahnes wegen sich peinigte, denn ein Erfolg ihrer Bitte war ja von vorn herein ausgeschlossen, aber wie von einer krankhaften Idee beherrscht,

sagte sie sich immer wieder: „Ich bin es Robert schuldig!“

Ach, es ging nicht mehr. Keuchend klammerte sie sich an einen Baumstamm. Ihre Brust schmerzte. Ihre Füße versagten den Dienst. Das war die durchwachte Nacht, das war die gräßliche Aufregung, deren Wirkungen sie jetzt so völlig lähmten. Was war das nur? Feld und Himmel und Weg verschwammen vor ihren Blicken zu einem un-durchbringlichen Nebel, und dann verließ sie das Bewußtsein.

Nach etwa einer Stunde erwachte sie aus ihrer Ohnmacht.

Verwirrt richtete sie sich auf und blickte um sich.

Ruhe und milde Wärme umgab sie. Ein köstliches Bild in breitem Goldrahmen, — eine Dorfstraße im Mondlicht darstellend, — schaute von hoher Wand auf sie herab. Sie lag in weichen Decken, seine weiße Seide schmiegte sich um ihre Glieder, und in goldenen Wellen rieselte ihr gelöstes Haar auf den Teppich.

Ach, und da sah Frau Eberhard und sah sie mit besorgten Mienen an.

Gottlob! Sie war in dem großen, prachtvoll eingerichteten Schlafzimmer der Gutsbesitzerin. Leontine lächelte, und eine feine Röthe stieg in ihre Wangen. Ein seltsames Wohlbehagen kam über sie, und in köstlicher Müdigkeit schloß sie wieder die Augen.

Die alte kränkliche Dame blieb still bei ihr sitzen und betrachtete mit fast andächtiger Bewunderung das entzückende junge Gesicht, das ihr mit diesem weichen, träumerischen Ausdruck ganz fremd erschien.

Sie hatte ihrem Sohn oft geklagt, daß sie trotz des häufigen Zusammenseins mit ihrer jungen Vorleserin dieser innerlich nicht näher komme. Trotz aller lebenswürdigen äußern Formen sei das Fräulein von Helldorf eine so verschlossene und wenig anscheinende Natur, daß von einem herzlichen gegenseitigen Verstehen nicht die Rede sein könne.

Und nun lag sie hier so hilflos, die schönen Züge voll kindlicher Reinheit und Güte, — tiefe Wehmuth und stille Ergebenheit in dem Ausdruck des sonst so hochmüthigen kleinen Mundes, der jetzt ein paarmal bange nach der Mutter rief.

Frau Eberhards Augen feuchteten sich. Welche Kämpfe und Gedanken mochte diese weiße Stirn bergen? Welches würde das Schicksal dieses reizenden Mädchens sein, das nur für Glück und Liebe geschaffen schien?

Leontine hatte ihr nur sehr karge Mittheilungen über ihre häuslichen Verhältnisse gemacht, doch war Frau Eberhard durch Dritte recht eingehend über die Familie von Helldorf unterrichtet worden und war voll Theilnahme für das Schicksal der drei vornehmen und tüchtigen Frauen.

Aber schienen nicht Leontines tühle Augen täglich zu sagen: „Wir bedürfen dieser Theilnahme nicht. Wir würden einem Fremden niemals gestatten, auch nur mit einer vertraulichen Frage in unsere Angelegenheiten sich zu mischen!“

Ja, es war für Frau Eberhard wie ein Wunder, daß das steife, abelsstolze Fräulein von Helldorf heut als eine völlig andre auf ihrer Ruhedank lag. Ein süßes, trauriges, banges Kind hatte sich zu ihr verirrt, ein gutes unschuldiges Kind, in dem kein Arg war, und welches ihr mütterliches Herz in dieser Stunde für immer besiegte.

In einem solchen Zustand vermag der Mensch nicht zu täuschen, und man brauch-